

Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 27 (1975)

Heft: 3

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

punkte bieten. Hier geht es ja vor allem um die Frage der Verantwortung, um die Schuld dort, wo etwas misslingt, ein Geschäft schiefliegt und wer zur Rechenschaft gezogen werden kann. Hier wäre es natürlich leicht, den Film und seine Problematik in sein Ursprungsland zurückzuweisen, wo offenbar nach dehnbaren Plänen mit guten Bausteinen schludrig gearbeitet wird, weil niemand ein Interesse an der qualitativ hochstehenden Arbeit hätte. So wird hier oft über die Arbeitsmentalität der Ostblockstaaten argumentiert. Doch sind nicht gerade wir mit unserer Wegwerfmentalität dazu prädestiniert, solche Pfuscharbeit unter der glatten Oberfläche zu produzieren? Für ältere Leute dürfte der Film mehr Richtung reine Unterhaltung gehen, als die er eigentlich auch gedacht ist.

Methodische Hinweise

Der Film bedarf keinerlei eingehender Einführungen, er lässt sich sozusagen irgendwo in eine Veranstaltung einbauen, sei es als Erholung von einem anspruchsvollen Gespräch, sei es als Ausgangspunkt zu einer Plauderei ohne grosse Ambitionen. Soll mit dem Film wirklich gearbeitet werden, so ist eine genaue Beobachtung der einzelnen Gesten und Bewegungen, die alle sehr typisch für die vorgestellten Figuren sind, empfehlenswert. Beobachtung oder sogar Imitation dieser Gesten und Zeichen. Trickfilm ist im Grunde genommen sehr verwandt mit Pantomime. Hier wie dort wird eine ganze Geisteshaltung durch ein kleines Zeichen ausgedrückt, hier meist noch verstärkt durch die Geräusche. (Zum Beispiel: das «Pico-bello-Zeichen» bei allen am Bau Beteiligten, die Mützen aller Anwesenden, der Laurel- und Hardy-Trick mit dem Brett, die Haltung des Zimmermeisters, der sich auf seine Säge stützt usw.)

Jürg Stucki

TV/RADIO-KRITISCH

Wieviel Kontrolle brauchen Radio und Fernsehen?

In der aktuellen innenpolitischen Sendung «Die Samstags-Rundschau» vom 25. Januar diskutierten der Staatsrechtler Prof. Fritz Gygi und der Medienpublizist und Redaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», Dr. Martin Schlappner, unter der Leitung von Alfred Defago über das Thema «Wie können und sollen die Massenmedien kontrolliert werden?». Die Sendung war von einer beherrschten Sachlichkeit getragen und gerade deshalb in vielen ihren Aussagen relevant. Radio DRS beweist in seiner innenpolitischen Wochensendung nicht nur Geschick in der Auswahl der Diskussionsteilnehmer, sondern profitiert auch von Redaktoren und Gesprächsleitern, die wohlvorbereitet und dokumentiert antreten, so dass sie das Gespräch auf das Wesentliche hinführen und allfällige Behauptungen sofort richtigstellen können. Allein so ist es möglich, die knappe zur Verfügung stehende Zeit – 25 Minuten – zu nutzen und reine Oberflächlichkeit zu vermeiden.

Für das komplexe Thema der Kontrolle von Radio und Fernsehen erwies sich indessen die knappe halbe Stunde doch als zu kurz, dies um so mehr, als die beiden Diskussionspartner kompetent und ausführlich – ohne deshalb ins unbedeutende Detail abzugleiten – referierten. So aber geschah es, dass bloss einige wenige Gesichtspunkte zur Sprache kommen konnten, Wichtiges aber unausgesprochen blieb. Es ist auch zu befürchten, dass der uneingeweihte Zuhörer – was ja nie der uninteressierte bedeuten kann – von der vielschichtigen Materie überrumpelt wurde. Die Programmgestalter werden sich überlegen müssen, ob der Samstags-Rundschau nicht eine grössere Flexibilität einzuräumen wäre, etwa indem man sie «open end»

(mit einer beweglichen Sendedauer) planen würde. Dies scheint mir um so eher möglich zu sein, als die folgende halbe Stunde unterhaltender Musik gewidmet ist. Sachlich lief das Gespräch auf die zwei viel diskutierten Möglichkeiten einer Kontrolle der beiden elektronischen Massenmedien hinaus: Prof. Fritz Gygi, Mitglied der Schweizerischen Radio- und Fernseh-Vereinigung (SFRV), vertrat den Standpunkt, dass eine interne, also von der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) und ihren Trägerschaftsorganisationen getragene Kontrolle ungenügend sei. Es braucht eine externe, unabhängige Beschwerdeinstanz. Prof. Gygi distanzierte sich dabei allerdings von einem nach Proportzüberlegungen zusammengesetzten Fernseh- und Radioparlament und redete einer kleinen, aus Fachleuten bestehenden Kommission das Wort.

Dr. Martin Schlappner, Mitglied der Nationalen Fernseh-Programmkommission und der regionalen Programmkommission DRS, beleuchtete die stark intensivierte Tätigkeit der internen Kontrollorgane in jüngster Zeit. Monatliche Sitzungen, die Bildung von Arbeitsgruppen, die bestimmte Sendegefäße oder Einzelsendungen systematisch untersuchen und Berichte ausarbeiten, bilden die Grundlage zu Beschlüssen, die im Sinne von Empfehlungen an die Programmverantwortlichen weitergegeben werden. So etwa hätten die Untersuchungen zur Sendereihe über den Strafvollzug von Andreas Blum bewiesen, dass die Kontrolle durch die Trägerschaftsorganisationen der SRG durchaus funktionstüchtig seien.

Kontrolle intern oder extern, Aufsicht über Radio und Fernsehen durch Organe der SRG-Trägerschaft oder eine unabhängige Beschwerdeinstanz? Ist das Problem auf diesen einfachen Nenner zu reduzieren? Obschon sich sowohl Prof. Gygi wie Dr. Schlappner einer differenzierten Argumentationsweise bedienten und gerade solcher Vereinfachung auszuweichen suchten, hing die Frage am Ende der Sendung doch im Raum. Eine Vertiefung und Erweiterung der ausgebreiteten Gedanken war der abgelaufenen Zeit wegen nicht mehr möglich. Der solchermaßen frühzeitig entlassene Hörer, besonders jener, der erstmals intensiver mit der Materie vertraut gemacht wurde, wird den Gedanken wohl nicht ganz los, dass das Problem eigentlich gar keines sei: Ob interne oder externe Kontrolle oder – wie dies im Gespräch auch angeregt wurde – gar beides, so bedeutsam sei das gar nicht. Hauptsache, die Kontrolle funktioniert. Gerade eine solche Haltung aber verkennt die eklatante Bedeutung einer Radio- und Fernsehkontrolle, die in jedem Falle die Freiheit der Medienschaffenden einerseits, die Rechte des Zuschauers und Hörers andererseits und damit schliesslich das Funktionieren der elektronischen Massenmedien im Dienste eines freiheitlichen, demokratischen Staatswesens tangiert.

Eine interne Kontrolle ist unbestritten. Sie liegt in der Form der Institution eines Monopolbetriebes begründet. Funktionieren wird sie der Zusammensetzung entsprechend: Fachliches Wissen und ein dem Pluralismus der Bevölkerung entsprechendes Sitzverhältnis – nicht etwa mit Parteienproportz zu verwechseln – können zum Qualitätsmassstab werden und den Grad der Relevanz bestimmen.

Schwieriger liegen die Dinge bei der externen Kontrolle. Dass es sie braucht, scheint mir ebenfalls unumstritten zu sein. Die Frage nach der Zusammensetzung eines solchen Aufsichtsgremiums oder einer Beschwerdeinstanz, ihre Kompetenzen und möglichen Formen der Aktivität sind ungeklärt. Lange Zeit schwieg die Beschwerdekommission (Complaints Commission) der British Broadcasting Corporation (BBC) als Beispiel vor, aber seit dem Interview, das Hans-Peter Born für Radio DRS im Dezember mit dem früheren Generaldirektor der BBC, Sir Hugh Greene, gemacht hat, ist bekannt, dass auch dieses scheinbar unabhängige, keinem Parteienproportz und keinen Interessenvertretungen unterworfen Gremium nicht über alle Zweifel erhaben ist und nur bedingt funktioniert.

Nun, ganz ohne externe Kontrolle sind die elektronischen Massenmedien heute auch bei uns nicht, und es bleibt zu überlegen, ob nicht das Bestehende ausgebaut und erweitert werden soll. Fernseh- und Radiokritik auf der einen, Zuschauer- und Hörerorganisationen auf der andern Seite beobachten die Programme und äussern sich oft

sehr pointiert und angriffig gegen allfällige Übertretungen der Programmschaffenden. Hier öffnen sich Möglichkeiten für den Rundfunkteilnehmer, seine Rechte wahrzunehmen und seine Meinung kundzutun, ohne dass die Mitarbeiter von Radio und Fernsehen in ihrem notwendigen Freiheitsraum eingeschränkt werden. Statt dem Damoklesschwert einer Beschwerdeinstanz über dem Haupt sind sie einer viel direkteren öffentlichen Kontrolle des Publikums ausgesetzt, das seiner Überzeugung und seinem Willen meist recht gut Ausdruck zu verleihen versteht. Man wird diesen Überlegungen entgegenhalten können, dass diese Form der Aufsicht nur bedingt zum Tragen kommt, weil die bestehenden Hörer- und Zuschauerorganisationen wie eine allgemein im argen liegende Medienkritik nur einen sehr beschränkten Einfluss auf Radio und Fernsehen haben. Das stimmt durchaus, lässt sich aber ändern. Es gibt heute schon etliche Beispiele, die zeigen, dass sich die elektronischen Massenmedien einem gewissen Druck der öffentlichen Meinung durchaus nicht verschliessen. Wenn heute etliche Parteien, Wirtschaftsverbände, Zuschauer- und Hörerorganisationen und ein Teil der Presse nach einer Beschwerdeinstanz rufen, dann ist dies unter anderem auch ein Beweis für ihre Ohnmacht und den fehlenden Glauben an die eigenen Möglichkeiten. Eine Presse, die ihre medienkritische Aufgabe im Abdruck von Inhaltszusammenfassungen bestimmter Sendungen und Starklatsch erfüllt sieht, Zuschauer- und Hörervereinigungen, die vor lauter marktschreierischem Anpreisen ihrer eigenen Interessen den Blick für das Ganze verlieren, sind schliesslich gezwungen, nach einer Institution zu rufen, welche die Aufgaben wahnimmt, die sie versäumen.

Es gehörte meiner Meinung nach zur Diskussion über die Kontrolle der Massenmedien im Zusammenhang mit der Behandlung des neuen Radio- und Fernsehartikels der Bundesverfassung, dass auf diese bestehenden Möglichkeiten der Aufsicht hingewiesen wird. Wirtschaftsförderung, SFRV, ARBUS, die Kirchen, ein Teil der Presse usw. betreiben Programmbeobachtung schon heute systematisch und erreichen bei geschicktem Vorgehen Veränderungen bei den elektronischen Massenmedien. Eine solche Kontrolle scheint mir letztlich wirksamer und direkter zu sein als ein Gremium von Weisen, das dann letztlich als Prellbock zwischen Medienschaffenden und Anklägern verschiedenster Provenienz notgedrungen zum Vermittler werden muss, ohne selber systematische Programmbeobachtung betreiben zu können. Urs Jaeggi

Musikkultur per Bildschirm

Zum Musikzyklus «Grosse Orchester der Welt»

Das Deutschschweizer Fernsehen strahlt eine 16teilige Musikreihe unter dem Titel «Grosse Orchester der Welt» aus. Neun Folgen wurden bisher gesendet, davon zwei jeweils am Sonntagnachmittag, die andern im sonntäglichen Spätprogramm (nach 22 Uhr). Ferdinand Leitner, der musikalische Oberleiter des Opernhauses Zürich und Dirigent vieler grosser Orchester der Welt, besorgt die Präsentation. Die Reihenfolge der vorgestellten Orchester scheint keinem gestalterischen Prinzip zu unterliegen: Auf die Wiener Philharmoniker und das Concertgebouw-Orchester Amsterdam folgten zwei aussereuropäische Klangkörper, das NHK Symphony Orchestra Tokyo und das Chicago Symphony Orchestra; die Reihe war dann an der Tschechischen Philharmonie, am Schwedischen Radioorchester, an der Staatskapelle Dresden, am Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks und schliesslich an der Leningrad Philharmonie. Die Orchester standen in den ausgestrahlten Aufzeichnungen nur teilweise unter der Leitung der ständigen Chefdirigenten; auch der Ort der Aufzeichnung war nicht immer identisch mit dem Hauptsitz des Orchesters. Das Concertgebouw-Orchester Amsterdam beispielsweise spielte im Luzerner Kunsthaussaal unter

Rafael Kubelik und nicht im Amsterdamer Konzertgebäude unter dem ständigen Chefdirigenten Bernard Haitink.

Das Spektrum der Komponisten bewegt sich in sehr traditionellen, gängigen Bahnen und reicht von Mozart bis Tschaikowsky; das 20. Jahrhundert wird abgedeckt durch Ravel («Bolero») und Prokofieff. Auch in der Auswahl der Kompositionen lassen sich kaum gestalterische Ideen ablesen, wenn man vom konventionellen Repertoire und von einigen, gewiss nicht reizlosen, aber nicht gerade originellen Kombinationen absieht: So spielte das NHK Symphony Orchestra die seltener zu hörende dritte Symphonie in c-Moll von Camille Saint-Saëns, die Tschechische Philharmonie interpretierte Werke von Smetana und Dvořák, die Leningrader Philharmonie gibt Prokofieffs fünfte Symphonie wieder.

Theorie und Praxis

Da das Deutschschweizer Fernsehen bzw. das Ressort Musik in der Abteilung Kultur und Wissenschaft einen ganzen Zyklus mit konzertanter Orchestermusik vorlegt, ist es angebracht, auf die grundsätzliche Problematik von Musik im Fernsehen hinzuweisen. Darüber gehen die Meinungen, grob gesagt, in zwei Richtungen auseinander. Die Theoretiker halten das photographierte Konzert im Fernsehen für ein Unding. Sehr pointiert hat darauf Hansjörg Pauli, der übrigens in den anstehenden Fragen auch praktische Erfahrungen mitbringt, in Heft 6 der «Schweizerischen Musikzeitung» Bezug genommen. Das photographierte Konzert öffne den Hörern gerade nicht den Weg zur Musik, weil deren formgebundene Inhalte sich optisch gar nicht «auflösen» liessen. Musik verliere ihre eigentliche Qualität, wenn sie in Bilder von Kameras aus jeweils verschiedenen Blickwinkeln aufgelöst und damit zerstört werde. Die Bildebene des photographierten Konzertes gewinne ihren Sinn nicht direkt aus der Musik, sondern aus den medienbedingten Notwendigkeiten wie Wechsel der Bildformate und der Einstellungen. Tatsächlich würde eine starre Kamera wohl der Sehsituation des Konzertbesuchers, nicht aber der des Fernsehzuschauers entsprechen.

Nun gibt es trotz allen Einwänden – und keineswegs nur im Schweizer Fernsehen – konzertante Orchestermusik am Bildschirm, wenn auch deutlich am Rande des Gesamtprogramms. Die Macher im Fernsehen müssen also Gründe haben, die denjenigen der Theoretiker zuwiderlaufen. Das Fernsehen reproduziert und kopiert den traditionellen Kulturbetrieb in jeden Fernseh-Haushalt hinein. Auch das vielzitierte Lieschen Müller aus Hintertupfigen kommt per Bildschirm zum «Genuss» klassischer Musik. Und wahrscheinlich wird dieses Lieschen Müller, so argumentieren die Macher, eines Tages gar die Eintrittskarte für das Konzert der städtischen Orchester-gesellschaft posten. Zahlen aus der Bundesrepublik Deutschland belegen, dass ein Opernhaus mit 1500 Plätzen sechs Jahr lang täglich spielen müsste, um etwa die Zuschauerzahl einer Zehn-Prozent-Einschaltquote zu erreichen. Ausserdem verbietet Musik am Fernsehen dem Zuhörer/Zuschauer, gleichzeitig Musik zu hören und Kartoffeln zu schälen (Schallplatte, Audiokassette und Radio). Das Fernsehen zeige auch den Menschen, der Musik mache.

Was soll Musik am Bildschirm?

Die Widersprüche zwischen Theoretikern und Machern liessen sich an den (zum grossen Teil eingekauften) Aufzeichnungen in der Musikreihe «Grosse Orchester der Welt» mannigfach belegen. Wie müsste ein Kompromiss aussehen? Er hätte dokumentarische, pädagogische und experimentelle Zielsetzungen zu berücksichtigen, wobei alle drei vermischt werden könnten. Das Fernsehen *dokumentiert* die musikalische Kultur der Gegenwart, ist akustisches und visuelles Zeugnis epochaler Interpretationen. Beispiel dafür ist die Einspielung der siebten Symphonie von Anton Bruckner mit dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks unter Eugen

Jochum (achte Folge). Das Fernsehen erzieht zum «richtigen» Musikkonsum, wobei Musikpädagogen (im weiteren Sinne) zu formulieren haben, was dem Ziel nach als «richtig» gelten soll. Selbstverständlich dürfen solche pädagogischen Zielvorstellungen die Fernseh-Realisation nicht zur biederen Schulstunde austrocknen. Das Fernsehen bietet Raum für musikalisch-filmische *Experimente*, die schon von der Komposition her die optische Ebene miteinbeziehen (zum Beispiel die Musik-Filme von Mauricio Kagel).

Die Reihe «Grosse Orchester der Welt» entspricht eigentlich keiner der drei genannten Zielsetzungen. Zwar suggeriert der Titel, es handle sich hier um eine Dokumentation über die grossen Orchester der Welt. In Wirklichkeit aber besteht der Zyklus aus einer mehr oder minder zufälligen Aneinanderreihung von photographierten Konzerten. Und die Präsentation durch Ferdinand Leitner? Gewiss, manches, was Leitner sagt und wie er es sagt, wirkt sympathisch. Doch viele seiner aufschlussreichen, informativen Bemerkungen bleiben ohne optische Stütze. Wozu denn ausführliche Hinweise auf Akustik und bauliche Eigenarten des Saales, wenn das Konzert dann doch in einem andern Raum stattfindet? Wie Leitner selber betont, kennt er einige der Orchester aus eigener Dirigiererfahrung; er verweist sogar auf Besonderheiten in der Spieldisziplin und im Klang, ohne dann anzugeben, worin sie bestehen. Leider trägt der Zyklus einen zu ambitioniert klingenden und eigentlich unpräzisen Titel, weil dahinter Konzept, Ideen, Gestaltung, Information und Dokumentation vermutet werden. Dies aber kann ein solcher Zyklus gar nicht leisten, weil seine Entstehung von äusseren, nicht beeinflussbaren Bedingungen abhängt. Das Deutschschweizer Fernsehen ist zum grösseren Teil auf Einkäufe angewiesen, wobei die Auswahl, auch aus finanziellen und rechtlichen Gründen, beschränkt ist. Die Verantwortlichen planen übrigens für 1976 einen Zyklus mit dem Titel «Grosse Instrumentalisten».

Sepp Burri

BERICHTE/KOMMENTARE

Erziehungsproblematik im nordwesteuropäischen Spielfilm an ausgewählten Beispielen

Notizen zur Internationalen Filmtagung «Erziehung im deutschen Spielfilm seit 1964»

Diese von der Bundesarbeitsgemeinschaft für Jugendfilmarbeit und Medienerziehung und der Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) für Film- und Medienkunde Schleswig-Holstein im Jugendhof Scheersberg vom 2.–6. Januar durchgeführte Tagung war von der Anlage her unglücklich. Der federführende Veranstalter, die LAG Schleswig-Holstein, konnte sich weder für ein umfassendes Filmangebot noch für ein Seminar mit einem kleinen Angebot ausgewählter Filme bei ausreichender Diskussionszeit entscheiden. Darunter litt die Veranstaltung. Zudem wurde die Übersicht über die deutsche Produktion noch durch Hinzuziehung ausländischer Streifen eingeschränkt. Hierdurch wurden aber – vom Veranstalter ungewollt – thematische Zusammenhänge sichtbar, deren Hauptlinien hier nachgezogen werden sollen. Vier Gruppen lassen sich herausarbeiten: I. familiäre Erziehung; II. schulische, insbesondere Internatserziehung; III. Rollenprobleme des Lehrers und IV. das Genre der Schüler- und Paukerfilme sowie des Schulmädchenreports.